



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 21 October 16, 1952

Köln: Bund-Verlag, October 16, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

BDJ

„Der BDJ verfügt über einen eigenen Sicherheitsdienst. Eindeutig handelt es sich beim BDJ um eine dunkle, undurchsichtige Sache. Es ist dringend an der Zeit, daß sich die Organe der Länder und des Bundes damit beschäftigen.“ In dem Artikel (Aufwärts Nr. 18, 1951), dem wir obige Zeilen entnehmen, deuteten wir auch Verbindungen dieser Organisation zu amtlichen und alliierten Kreisen an. Unser Artikel hatte zur Folge einen empörten Brief der Bundesleitung dieser Organisation, in dem verlangt wurde, wir sollten unsere Behauptungen zurücknehmen, andernfalls man uns verklagen würde. Wir hatten nichts zurückzunehmen — verklagt haben sie uns trotzdem nicht.

Wir haben keinen Grund, uns darüber zu wundern, was jetzt zum Thema Bund Deutscher Jugend enthüllt wird, wo eine Nebenorganisation dieses Bundes als Geheimbund ausgehoben wurde. Dabei wird festgestellt, daß es sich zum größten Teil um ehemalige Offiziere im Range zwischen Oberleutnant und Oberst handelt, die als Partisanen tätig sein sollten. Nebenbei sollten auch Leute beseitigt werden, die politisch unzuverlässig seien. Was dies bedeutet, sagen die gefundenen Listen aus, auf denen in der Hauptsache SPD-Leute, wie Bürgermeister Brauer, Hamburg, Senatspräsident Kaisen, Bremen, Bundestagsabgeordneter Adolf Arndt, Ministerpräsident Kopf und viele andere standen. Die Namen von 80 bewährten Demokraten enthielten die Listen. Die Partisanen wurden an Maschinenwaffen, am Granatwerfer, mit Hieb- und Stichwaffen geschult. Sprengmittel durften natürlich nicht fehlen.

Kampf gegen den Kommunismus war das Tarnschild des BDJ. In Wirklichkeit zog er mit seinem „Technischen Dienst“ eine Organisation zur Beseitigung der deutschen Demokratie auf. Mit solchen Bürgerkriegs- und Mordplänen hat man auch vor 1933 gearbeitet. Die damals aufgedeckten Pläne nannte man Fälschungen, bis sich später die Wahrheit herausstellte. Auch heute verteilt man die Rollen, indem ein Teil der BDJ-Führung, an der Spitze der „famose“ Vorsitzende Paul Lüth, erklärt, daß sie mit der aufgedeckten Geheimorganisation nichts zu tun habe. Die vorliegenden Beweise und Unterlagen beweisen, daß sie es gewußt haben.

Wer gab das Geld?

Jede Organisation braucht Geld. Erst recht eine, die im geheimen arbeitet. Die Finanzkraft einer Organisation hängt von der Zahl ihrer Mitglieder ab. Der BDJ hatte kaum Mitglieder, also daher auch kein Geld. Trotzdem trieben sie einen Aufwand, der jährlich hunderttausende Mark kostete. Plakate, Broschüren und Flugblätter in großen Auflagen wurden veröffentlicht. Das war der sichtbare Aufwand. Dazu kommen die Gelder, die für den Apparat und das geheime Tun verbraucht wurden. Wer zahlte das? Wer gab das Geld?

Feststeht: Die Amerikaner gaben Geld. 50 000 Mark im Monat. Der Betrag soll von keiner offiziellen amerikanischen Stelle kommen. Trotzdem werden die offiziellen Stellen die dunkle Geldquelle sorgfältig prüfen und der deutschen Öffentlichkeit und vor allem der deutschen Jugend restlose Aufklärung geben müssen. Denn es wirkt schlecht, die amerikanische Demokratie als vorbildlich hinzustellen und in einem anderen Land die Feinde der Demokratie hochzupäppeln und aktionsfähig zu machen.

Fest steht: Die deutsche Industrie gab Geld. Leider kann man keine Zahlen nennen. Die runden Summen, die wahrscheinlich hunderttausende Mark ausmachen, sind unbekannt. Aber daß die Industrie reichlich gegeben hat, sagen die Führer des BDJ selbst aus. Es ist nicht erstaunlich, Teile des deutschen Unternehmertums haben schon immer eine besondere Liebe zum Faschismus empfunden; denn dieser ist ihr bester Helfer im Kampf gegen den sozialen Fortschritt, im Kampf gegen die Arbeitnehmer.

Fest steht: Die Bundesregierung gab Geld. Zugegeben wurde bis heute der Betrag von 10 000 Mark für das Pfingsttreffen des BDJ in Frankfurt, das zu unliebsamen Zwischenfällen führte. Wer glaubt heute in Deutschland, daß es nur dieser einmalige Betrag war. Wir nicht. Das Mehr läßt sich zurzeit nicht nachweisen, aber daß es nur 10 000 Mark waren, nehmen wir nicht als bare Münze. Was in Bonn geschah, ist noch undurchsichtiger als vieles andere. Stellen wir hier die Fragen, die uns Karl Gerold in der „Frankfurter Rundschau“ vorwegnahm:

1. Stimmt es, daß Jakob Kaisers Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen dem BDJ erhebliche Geldmittel zur Verfügung gestellt hat? Und wenn ja: Für welche besonderen Zwecke? 2. Ist es richtig, daß Staatssekretär Lenz diese Organisation außerdem politisch und finanziell unterstützt hat? 3. muß gefragt werden, wer die Fonds speiste, aus denen die Subventionen für den Bund Deutscher Jugend flossen? — Fragen — nichts als Fragen!

Das Bundesparlament, der Bundestag, hat auf Grund seiner Funktion die Verpflichtung, eingehend zu untersuchen, welche amtlichen Personen und welche amtlichen Stellen Steuergelder zum Aufbau von faschistischen Mordorganisationen gegeben haben.

Hans Treppe



Interview mit einem Vulkan

Egon Erwin Kisch, der »rasende Reporter« aus Prag, schrieb diesen interessanten Tatsachenbericht

Ich sitze auf dem Trittbrett eines Autos, um zu skizzieren, was sich vor mir begibt. Mit grellem Hohn beleuchtet das Modell mein Papier. Für dieses Modell gibt es keinen Begriff. Es ist kein Lebewesen und lebt dennoch in unausgesetzter Bewegung. Es ist ein geologisches oder ein mineralogisches Ding, jedenfalls anorganisch, und dennoch tobt es, und faucht es, und grölt es, und wirft Steine und Spott auf mein Papier. Heute nachmittag kam ich zu diesem Wesen, das sich vor zwei Wochen aus dem Bauch von Mutter Erde zu gebären begonnen hat und sich mit dem losgelösten Teil des Körpers hochreckte und immer höher, hundert Meter, zweihundert Meter. Das Neugeborene schrie zum Himmel, sein Nabel war entzündet, es spritzte Blut und Galle, es fauchte die Atmosphäre voll und schüttete eine Riesenmenge Unrat aus sich.

Dieser Unrat liegt um den entstehenden Berg wie ein Mühlstein oder wie die Krempe eines Sombreros. Das Material ist Schlacke. Ihre großen, scharfzackigen Stücke drücken sich aneinander, als wären sie gewebt und geplättet zu einem überdimensionalen Sombrero, als wären sie gemeißelt zum Mühlstein für Gottes Mühlen. Dick ist der Stoff der Krempe, dick der Mühlstein, zwölf Meter dick.

Ich trat an diese zwölf Meter hohe Lavawand, aber ich konnte sie nicht berühren, sie ergriff mich mit ihrer Glut. So ging ich denn die Glut ab. Kilometer im Kreise. Es klirrte im Gemäuer, rasselte wie Eisenketten,

einer oder der andere der Mauersteine löste sich und fiel herab. Nur als Ganzes und nur allmählich erweitert sich der Kreis der Lava, wie ein Wellenring, zehn Meter je Tag rückt der Rand vor, immer senkrecht bleibend. Was im Wege steht, wird mitgenommen, hohe Bäume verschwinden ohne Spur.

Das Vorfeld des Vulkans und seines Lavakreises ist flaches Land, Maisfeld und Kuhweide, hier und da ein mit Nadelwald bestandener Hügel, dessen Fuß jetzt auf der dem Vulkan zugekehrten Seite zwölf Meter hoch mit Lavablöcken bedeckt ist.

Unterirdische Beleuchtung

Auf der anderen Seite eines solchen Hügels versuchte ich emporzuklettern. Die Steigung war nicht groß, aber staubige Asche bedeckte den Hang, so daß ich bis zu den Knien einsank. Leicht buddelte ich mich wieder heraus und kroch bäuchlings weiter, wobei mir Aste halbverschütteter Bäume hilfsbereit die Hand reichten.

Fortsetzung Seite 4

Bringen Sie uns Sensationen, dann werden sie gedruckt

Von einem Widerhall zu sprechen, den die Woche der Jugend in der Tagespresse gefunden haben kann, soll oder müßte, verlangt bildlich etwa die Anstrengung, aus zaghaftem Geflüster die ersten Anzeichen zu frenetischem Gebrüll herauszuhören. Nun hat niemand, am wenigsten die Jugend, erwartet, die Presse möge aus Anlaß der Jugendwoche begeisterte Hymnen über Spalten und Seiten hin anstimmen. Aber sie hat erwarten können, daß sie ein einziges Mal ihr altgewohntes Brauchtum, die Jugend mit konstanter Bosheit zu ignorieren, verleugne, daß sie ein einziges Mal der Jugend die Beachtung schenke, die ihr — sagen wir es ruhig — gebührt. Hat man schon von den Vorbereitungen zur Woche der Jugend wenig lesen können, hat man in den Redaktionsstuben großzügig darauf verzichtet, eine grundsätzliche Einführung in das Wesen und den Sinn dieser Woche zu geben — („Dreizeilig, Nonpareille-Kleindruck bei Nachrichten »Ferner liefern« genügt vollauf, 's ist ja nur Jugend!«) —, so war doch eigentlich zu hoffen, daß die große Eröffnungskundgebung in der Frankfurter Paulskirche gebührend gewürdigt werde. Wer darauf gerechnet hatte, sah sich getäuscht und enttäuscht. Die Jugend kann vielmehr von Glück sprechen, daß sie sich im Bundestagspräsidenten wenigstens einen „Prominenten“ sicherte, sonst wären die Berichte wiederum unter den Tisch und in den Papierkorb gefallen. Denn was man in den Zeitungen lesen kann, sind mehr oder weniger sorgfältige Auszüge aus der Ansprache von Dr. Ehlers. So ganz nebenbei heißt es dann, daß er

auf der Eröffnungskundgebung zur Jugendwoche gesprochen habe, auf der auch Willi Ginhold, der Vorsitzende des Bundesjugendringes, „bemerkenswerte“ Ausführungen gemacht habe. Wer die Pressearbeit kennt, der weiß, daß all das „bemerkenswert“ ist, worüber nicht berichtet wird.

„Bringen Sie uns Sensationen, dann werden sie gedruckt!“ solche Sprüche kann man sich alle Tage sagen und gefallen lassen. Wenn also — mit Verlaub — Willi Ginhold mit der Kasse des Bundesjugendringes durchbrennen würde, dann wäre auf der Titelseite der Tagespresse ein Platz für die Jugend frei. Die Konsequenzen einer solchen Haltung — oder Haltungslosigkeit — eines Großteils der Erwachsenenpresse sollen hier nicht ausgesprochen werden. Ja, wir haben übertrieben, und dennoch ist es grundsätzlich so und nicht anders.

Zwei Beispiele zur Illustration. In der „Frankfurter Allgemeinen“ hieß es: „Dr. Ehlers warf der Jugend vor, sie erwarte alles vom Staat und sei nicht in der Lage, einiges selbst zu tun.“ Das ist eine glatte Wortverfälschung und -verdrehung ins Sensationelle, natürlich gegen die Jugend. In der „Neuen Zeitung“ wird der oben kommentierte Affront der Evangelischen Jugend gemeldet. Überschrift: „Evangelische Jugend gegen Veranstaltung des Bundesjugendringes.“ Auch das ist, zumindest überschriftlich, eine Dramatisierung, die man sich hätte sparen können. So also ist es um das Verhältnis „Jugend und Tagespresse“ bestellt.



Soldaten-Kalender

„Erstmals seit Kriegsende“ bringt der Schild-Verlag, München, den „Deutschen Soldaten-Kalender“ heraus. Der Band wird u. a. enthalten: „Kalendarium unter besonderer Berücksichtigung militärischer und vaterländischer Gedenktage — Lebensbilder besonders verdienstvoller Soldaten — Deutsche Orden und Ehrenzeichen (Farbtafel).“ Auch ein „umfangreicher, teils humorvoller Unterhaltungsteil“ wurde angekündigt.

Fleischloser Tag

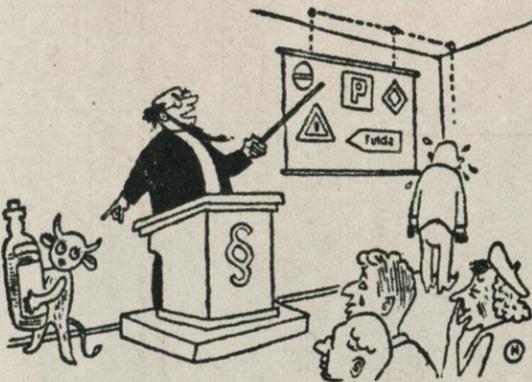
Bei einem Freistilringen in München beschwerte sich einer der beiden Kämpfer beim Ringrichter, daß sein Gegner ihn jedesmal, wenn er unten liege, kräftig beisse. „Da kann ich Ihnen nur einen Rat geben“, antwortete der Unparteiische, „ringen Sie mit diesem Mann nur an einem Freitag.“

Mittelmäßig

Ein Abgeordneter der französischen Kammer sprach mit dem Kammerpräsidenten Herriot. „Am heutigen Dienstag wird Ministerpräsident Pinay wohl eine gute Rede halten“, meinte der Deputierte. „Seine letzte war nicht gerade erstklassig.“ Herriot klopfte dem Abgeordneten auf die Schulter: „Lieber Freund, Sie haben es leichter. Die Mittelmäßigen sind sich stets gleich.“

Nachsitzen für Verkehrssünder

Die Kieler Landesregierung hat wieder Nachhilfeunterricht für Verkehrssünder angeordnet. Er hat sich im Vorjahr bestens bewährt und soll sonntags oder an Abenden in der Woche durchgeführt werden. Unbegründetes Fehlen wird bestraft.



Früh übt sich ...

Der zehnjährige Schuhputzer Ronny Leslie in Baltimore (USA) kündigte an, er putze den Schuh für fünf Cents so blank wie kein anderer in der Stadt. Von jedem Kunden verlangt der Junge für den zweiten Schuh nochmals fünf Cents und beruft sich darauf, er habe immer nur vom Schuh in der Einzelzahl gesprochen. Während die Polizei wegen Betrug gegen Ronny vorgehen will, wollen ihn mehrere Rechtsanwälte unentgeltlich verteidigen.

Anatomisches Wunder

Auf einer Kundgebung in Riedenburg stellte ein Redner folgende Forderung auf: „Es geht nicht an, daß wir dauernd Vogel-Strauß-Politik betreiben, den Kopf in den Sand stecken und zuschauen, wie die Dinge weitergehen.“

Billys Durchschnittseinkommen

Das Durchschnittseinkommen des Amerikaners ist von 1946 bis 1951 von 2820 auf 3970 Dollar (16 674 DM) jährlich gestiegen. Die Löhne der gelernten und ungelernten Arbeiter erhöhten sich im gleichen Zeitraum um durchschnittlich 40 v. H.

Gefräßiger Staat

Die Amerikaner bezahlen eineinhalbmal so viel Steuern, wie sie für ihr Essen ausgeben. Der jährliche Umsatz an Lebensmitteln beträgt etwa 60 Milliarden Dollar, während die Steuern sich auf fast 90 Milliarden belaufen.

Kurgast geht vor Kunst

Die Kurverwaltung von Bad Harzburg schloß eine Kunstausstellung, weil einem Kurgast einige der zur Schau gestellten Bilder mißfielen und er mit Abreise drohte. Der örtliche Künstlerbund protestierte gegen die „beispiellose behördliche Kunstdiktatur“.

„Revolutionäre“

Einen einmaligen Rekord hält die Stadt Bad Bramstedt in Schleswig-Holstein. Innerhalb von 26 Jahren wurden 14 Bürgermeister vor Ablauf ihrer Wahlzeit „gestürzt“.

Höchstens fünf Pfennig wert

Wir leben im Zeitalter der Vorwürfe. Jeder macht jedem jedes zum Vorwurf. Einer der beliebtesten ist der Vorwurf an den Staat, er tue nicht genug für die Jugend. Es soll hier nicht untersucht werden, ob und warum er nichts tut. Es soll hier nur festgestellt werden, daß es Leute gibt, die Vorwürfe machen um der Vorwürfe willen. Einer von diesen Leuten sitzt im „Hessischen Rundfunk“ und verbricht die „Frankfurter Briefmarkenplauderei“. In einer Sendung ritt jener Kommentator eine scharfe Attacke gegen zwei Sonderpostwertzeichen, die die Deutsche Bundespost unter dem Namen „Jugendmarke 1952“ herausgegeben hat. Jene Briefmarkenplauderei von Anfang September erinnerte stark an den Pastor, der mit einer unvorbereiteten Sonntagspredigt in die Kanzel steigt. Die Briefmarkenplauderei hatte weder Hand noch Fuß. Die Briefmarkensammler, also diejenigen, für die die Sondermarken bestimmt seien, die folglich auch die Marken zu bezahlen hätten, so ließ sich der geistvolle Briefmarkenplauderer anmaßend vernehmen, verwahrten sich energisch dagegen, daß die Bundespost Zuschlagmarken vorlege, ohne daß die Sammler Einfluß auf die Verwendung der Gelder hätten, die da auf das Zuschlagkonto flössen. Es ist verständlich, wenn der Steuerzahler wissen will, was mit seinem Geld geschieht. Aber diese Forderung, die wie die meisten unverschämten Forderungen „im Namen aller“ aufgestellt werden, ist einfach absurd.

Wenn dies wirklich die Meinung aller Philatelisten wäre, dann müßte man annehmen, daß die Briefmarke dem Sammler ihr Erstgeburtsrecht verkauft hätte. Denn zuerst war die Briefmarke, und dann kam der Sammler. Niemand zwingt ihn, eine Marke zu erwerben, die ihm nicht gefällt. Das innere Gesetz vieler Sammler, jede Marke besitzen zu müssen, ist weder irgendwo aufgeschrieben noch von der Post erlassen worden. So sehr es auch die Sammler sind, in deren Kollektionen der Strom neuer Sondermarken meistens fließt — für die Sammler allein sind die Briefmarken nie bestimmt, sondern für alle Bürger. Sogar der Zuschlag, denn der ist diesmal einer Hilfsaktion für die Jugend zugeordnet. Woher der Briefmarkenkommentator des „Hessischen Rundfunks“ die prophetische Kraft bezieht, der Jugendmarke einen vollen Mißerfolg vorherzusagen zu können, das bleibt sein großes Geheimnis. Weniger verborgen ist allerdings seine Kurzsichtigkeit, mit der er gar nicht erkennt, wie sehr er den markensammelnden Nachwuchs für sich einnimmt, wenn er ausgerechnet die Jugendmarken in verantwortungsloser Weise heruntermacht. Ausgerechnet da, wo ein Ministerium wirklich mal was für die Jugend tut. Aber es gibt eben Leute, die meckern um des Meckerns willen. Selbst wenn der Anlaß nur — wie hier der heißumstrittene Zuschlag — höchstens fünf Pfennig wert ist.

Wir werden weiter marschieren...

... wenn alles in Scherben fällt! — Sie marschieren immer noch. — Nur der Name ist neu: Freikorps Deutschland.

„Wir werden es erwarten: Der Tag, an dem — die Treue, die Ehre, die Tapferkeit und die Kameradschaft die Maximen des öffentlichen Lebens darstellen.“ — „Unsere Ehre heißt Treue, unser Glaube heißt Deutschland!“

Das ist nicht aus „Mein Kampf“ abgeschrieben. Das stammt keineswegs aus dem „Völkischen Beobachter“. Diese Sätze standen kürzlich im „Mitteilungsblatt des Freikorps Deutschland“, zu beziehen bei Hermann Lamp, Hamburg-Groß-Flottbek, Steenkamp 28, dem „kommissarischen Führer des Freikorps Deutschland“. Es ist also alles wieder da, und alles wie gehabt. Natürlich haben wir den zweiten Weltkrieg nur durch die Verräter des 20. Juli verloren. Natürlich hatten wir die Atombombe. Kürzlich haben die Sowjets auch zwei in einem verschütteten Tiefbunker auf Usedom gefunden, zwei Stück, je 400 kg sogar. Natürlich war Roosevelt ein Kommunist, sonst wäre er 1945 zusammen mit Deutschland gen Osten marschiert. Natürlich waren die „Helden von Landsberg“ unschuldig. Natürlich ... natürlich ... Und natürlich „liegen Zukunft und Herz des Deutschen Reiches nicht in Bonn oder Pankow, sondern allein in den Trümmern der Reichskanzlei ...“ Das sind die Gedankengänge dieser neuen superfaschistischen Gruppe, die uns alle SRP-Leute als biedere Bürger erscheinen läßt. Sie nennt sich nur offiziell „Freikorps Deutschland“, inoffiziell „Freikorps Groß-Deutschland“. Schirmherr ist der noch in Argentinien weilende Oberst Rudel.

Zentrum des Freikorps ist leider wieder einmal — wie bei allen neuen rechtsradikalen Gruppen — Norddeutschland. Die Grün-

dung ging von Hamburg aus. Der ehemalige Gauleiter von Hamburg, Frauenfeld, hatte zweifellos die Hände mit im Spiel. Er ist heute der Schulungsleiter des Freikorps.

Unklar ist bis jetzt nur, was geschult werden soll. Man spricht von einer Sammlung der „sauberen und anständigen Soldaten“, des „politisch indifferenten Heimkehrers“ und glaubt an die „Tat“, die „Tat des realen Versuches zur Überwindung jener qualvollen Aussichtslosigkeit, die heute unser aller Leben lähmt“. Unklar bleibt gleichfalls, worin diese Tat bestehen soll. Denn wenn der Parlamentarismus beseitigt ist und die „vergeisteten Politiker“ verjagt sind, muß ja auch etwas kommen. Wahrscheinlich der Führerstaat. Und das Sozialprogramm besteht darin, daß allen „anständigen völkischen Kräften“ Arbeit und Brot versprochen wird. Also nur den völkischen Kräften. Die Juden gehören bestimmt nicht dazu. Wie gesagt: Alles wie gehabt.

Die vierzehn bis jetzt bestehenden Freischaren tragen Namen wie Landsberg, Werl, Nürnberg, Spandau, Potsdam, Dölnitz, Marschall Pétain, Degrelle, Condor usw. Gemeinsames Abzeichen ist das Balkenkreuz, wie es die deutschen Kriegsflugzeuge hatten. Man spricht auch schon von Einheitskleidung — zu deutsch Uniform —, aber da will man noch nicht recht 'ran.

Vielleicht traut man sich auch noch nicht, die dreizehnte Freischar „Adolf Hitler“ oder „Alfred Rosenberg“ zu nennen. Darauf läuft ja letztlich die ganze Sache hinaus. Und darum sollte man dieses Häuflein Irreer nicht mit einer Handbewegung abtun. Hitler hat genau so klein und unscheinbar angefangen. Sein NSDAP-Ausweis hatte die Nummer 7 ...

Darum fragen wir: Wann findet dieser Spuk ein Ende? Denn wir haben nach dem Tausendjährigen Reich durchaus keine Lust, demnächst die Zeit von 1001 bis 2000 zu erleben. hst.

Die andere Meinung

An dieser Stelle veröffentlichen wir regelmäßig und ohne Kommentar Beiträge aus der Sowjetzonen-Press

Renate Rothe stellt einen Kampfplan auf

In der Zwickauer Maschinenfabrik haben am 26. August die Freunde der Gruppe Lehrwerkstatt I ihre 1. Mitgliederversammlung.

Ein Höhepunkt der Diskussion in der 1. Mitgliederversammlung war die Erklärung des 16jährigen Maschinenschlosserlehrlings Renate Rothe, daß sie zur Durchführung des Wilhelm-Pieck-Aufgebots einen persönlichen Kampfplan aufgestellt habe.

Der persönliche Kampfplan der Jugendfreundin Renate Rothe lautet:

1. Bis zum 30. August werde ich das Referat unseres Vorsitzenden Erich Honecker von der 2. Tagung des Zentralrats der FDJ studieren und mit den Freunden unserer Brigade „Franz Franik“ diskutieren.

2. Um unsere Volkspolizei zu stärken, werde ich bis zum 7. November einen Freund für die Deutsche Volkspolizei werben und bis zum 5. 9. mit einem Jugendfreund einer Einheit der kasernierten Volkspolizei in Briefwechsel treten.

3. Gemeinsam mit dem Jugendfreund Jürgen Fischer werde ich

einen Kontrollposten bilden, um alle Mißstände im Betrieb mit Hilfe unseres „Blitzes“ zu beseitigen. Mit unserem Kontrollposten werden wir die Zubringerbetriebe kontrollieren, damit keine Stockung in ihrem Produktionsplan auftritt.

Zum Aufbau des Zwickauer Volkssportparks verpflichte ich mich, 30 Arbeitsstunden zu leisten.

Ich werde über einen neuangestellten Lehrling die Patenschaft übernehmen.

4. Bis zum 7. 11. werde ich einen Freund für die Organisation „Dienst für Deutschland“ werben.

5. Um mitzuhelfen, in unserer Gruppe das frohe Jugendleben stärker zu entfalten, werde ich bei unserem Jugendtanzenabend, der aus Anlaß der Betriebsdelegiertenkonferenz am 20. 9. durchgeführt wird, eine Modenschau organisieren.

An die nächste Kreisleitungssitzung werde ich den Antrag stellen, daß die Mitglieder der Kreisleitung Zwickau im Rahmen des Wilhelm-Pieck-Aufgebots einen persönlichen Kampfplan aufstellen.



Der Kongreß

Der Kongreß tagt. Berlin steht im Zeichen des 2. Bundeskongresses des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Die Wahl Berlins ist kein Zufall. Die Arbeiter, Angestellten und Beamten der deutschen Gewerkschaften delegierten die 356 Kollegen ihres Vertrauens in die Stadt Berlin, um allen Deutschen und der Welt zu zeigen, daß die größte demokratische Organisation Westeuropas den um ihre politische und wirtschaftliche Freiheit kämpfenden Menschen jenseits des Eisernen Vorhanges eine starke Stütze sein will.

Der Bundeskongreß ist die höchste Instanz des Bundes, und seine 356 stimmberechtigten Delegierten sind in allen Fragen frei in ihren Entschlüssen. Die Delegierten teilen sich wie folgt auf:

IG Bau, Steine, Erden 16; IG Bergbau 38; IG Chemie, Papier, Keramik 29; IG Druck und Papier 9; Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands 28; Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft 4; Gewerkschaft Gartenbau, Land- und Forstwirtschaft 6; Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen 5; Gewerkschaft Holz 11; Gewerkschaft Kunst 2; Gewerkschaft Leder 5; IG Metall 98; IG Nahrung, Genuß, Gaststätten 16; Gewerkschaft öffentliche Dienste, Transport und Verkehr 49; Deutsche Postgewerkschaft 14; Gewerkschaft Textil — Bekleidung 26.

Der Kongreß steht im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Unter den zahlreichen Gästen sehen wir führende Kollegen ausländischer Bruderorganisationen, die Vertretung des Internationalen Bundes freier Gewerkschaften, Mitglieder diplomatischer Missionen, Vertreter der Bundesregierung, der drei alliierten Hohen Kommissionen. Erfreulicherweise groß ist die Zahl der Gäste aus der aktiven Gewerkschaftsarbeit. Darunter viele junge Kolleginnen und Kollegen.

In der Ehrenhalle des Ausstellungsgeländes am Funkturm wurde der 2. Bundeskongreß feierlich eröffnet.

Vor Redaktionsschluß, bei Niederschrift dieser Zeilen, ist der Bundesvorsitzende, Kollege Christian Fette, dabei, den Geschäftsbericht des Bundesvorstandes über die Zeit zwischen dem Münchener und Berliner Kongreß zu geben. Schon vorher ist den Delegierten ein gedruckter Geschäftsbericht zugegangen, der 814 Seiten umfaßt.

Laßt Zahlen sprechen

Der Geschäftsbericht läßt eindeutig erkennen, welche große Arbeit seit München geleistet wurde. Die Zahl der Mitglieder ist bis zum 31. Dezember 1951 um rund eine Million gestiegen. Darunter sind 649 951 unter 21 Jahren. Doch viel erstaunlichere Zahlen stehen im Geschäftsbericht. Zahlen, die viel stärkere Argumente für die Gewerkschaftsarbeit sind als Worte. Zahlen, die in jedem Büro, jeder Werkshalle und auch an Plakatsäulen zu lesen sein müßten. Fast 25 Millionen Mark (genau 24 895 377 DM) haben die Rechtsschutzstellen des DGB allein in den Jahren 1950 und 1951 in Prozessen und Vergleichen für ihre um ihr Recht kämpfenden Mitglieder gewonnen. Nennen wir noch eine Zahl. Rund 1 627 319 Kolleginnen und Kollegen sprachen in diesen zwei Jahren bei den Rechtsschutzstellen um Rat und Hilfe vor. Diese Zahlen sprechen für sich. Darum als Vorschlag an den Bundesvorstand — plakatiert diese Zahlen! Sie sind unser bestes Werbematerial.

Breiten Raum im Rechenschaftsbericht nehmen alle Fragen auf wirtschaftlichem, sozialpolitischem und kulturellem Gebiete ein, zu denen die Gewerkschaften Stellung bezogen und mit mehr oder weniger Erfolg die Geschehnisse beeinflussten.

Die Delegierten werden in einer großen und umfassenden Diskussion die Arbeit des Bundesvorstandes kritisch würdigen und prüfen, wie in Zukunft Fehler zu vermeiden sind und wie man innerorganisatorisch zu einer noch engeren Zusammenarbeit kommt. Darauf aufbauend, werden sie die künftige Politik des Deutschen Gewerkschaftsbundes bestimmen.

In dem Augenblick, in dem diese Zeilen in Druck gehen, wird in Berlin die große Diskussion beginnen. Danach liegen noch arbeitsreiche Tage vor dem Kongreß. Zwar ist der Geschäftsbericht Mittelpunkt des Kongresses, doch daneben werden noch „Die gewerkschaftlichen Aufgaben in der Wirtschaft“ und „Der organisatorische Stand der Deutschen Gewerkschaftsbewegung“ behandelt. Viel Raum werden die 114 vorliegenden Anträge zu politischen, wirtschaftspolitischen, sozialpolitischen und organisatorischen Fragen einnehmen.

Die Pausen des Kongresses werden zum Besuch der großen Ausstellung, die der Deutsche Gewerkschaftsbund in Zusammenarbeit mit den genossenschaftlichen Unternehmen aufgebaut hat, benutzt. Alle 16 dem DGB angehörenden Gewerkschaften stellen in graphisch gut ausgestatteten Ständen den Stand ihrer Organisation und Werbearbeit dar.

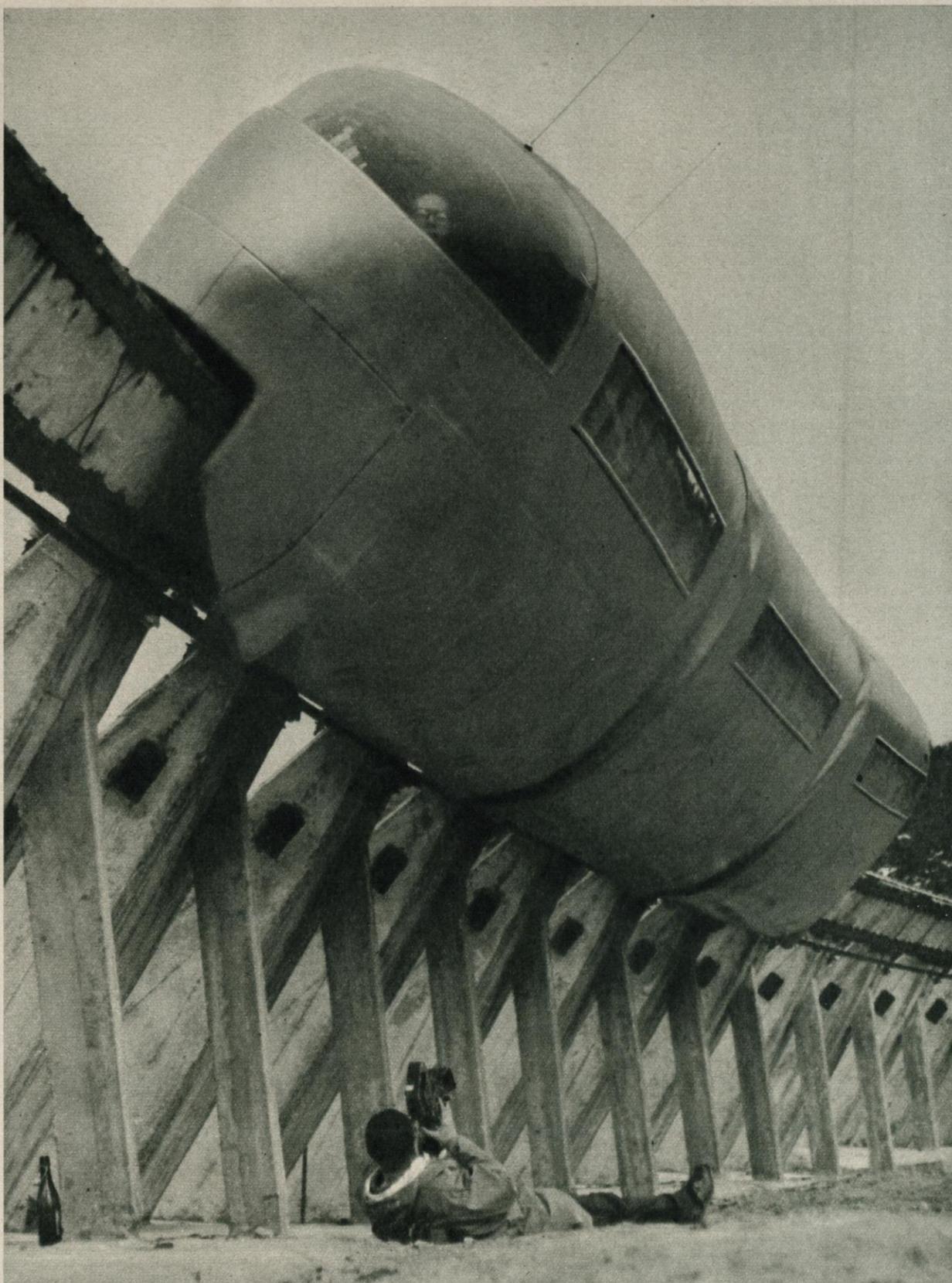
Die Hauptabteilungen des DGB veranschaulichen auf zahlreichen großen Tafeln ihre Aufgaben und Leistungen.

Die sozialen Wohnbauunternehmen zeigen Modelle von Siedlungen und Wohnblocks. Die Banken für Gemeinwirtschaft geben einen Einblick in ihre Arbeit, und die großen Einkaufsgesellschaften deutscher Konsumgenossenschaften zeigen an einem besonderen Stand ihr Wirken.

Der Bund-Verlag ist mit seinen vielen Erzeugnissen vertreten und wirbt für seine Bücher und Schriften. An anderer Stelle gibt es eine gute Übersicht über die gesamte Gewerkschaftspresse und ihre Geschichte. Eine Sonderschau unter dem Titel „Aus alten Archiven“ zeigt interessante Dokumente, Bücher und Schriften, die einen Überblick über die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung geben.

Die Tage in Berlin sind ausgefüllt mit Arbeit. In der nächsten Nummer des „Aufwärts“ berichten wir über den weiteren Verlauf und Ausgang des Kongresses.

H. T.



Wie ein Zukunftsroman. Das Modell der Einschienenbahn, deren Projektierung in der ganzen Welt Aufsehen erregt hat, wurde auf dem Versuchsgelände der Fühlinger Heide bei Köln erstmals der Öffentlichkeit gezeigt und vorgeführt.

Fotos: dpa



Der Stolz der Kompanie heißt diese Szene aus dem neuen Programm des Münchener Kabarets „Kleine Freiheit“. (Siehe auch AUFWÄRTS Nr. 20, Seite 1.) Während der deutsche Nachkriegsfilm den Militarismus hochleben läßt, rechnet das Kabarett mit ihm ab.

Svend Fleuron: „Jägerfahrt in der Wildmark“. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln. Übertragen von Thyra Dohrenburg. 211 S., 8,60 DM. Der dänische Tierdichter Svend Fleuron unternimmt es, eine Jägerfahrt durch Schweden von der Südspitze bis zu den lappländischen Tundren zu beschreiben. Das so entstandene Buch ist aber ein Jägerbuch ganz eigener Art geworden. Es führt uns nicht nur ein in das Land der Bergwälder, die in unendlicher Weite verdämmern, in das Gebiet der Felsstürze, der Stromtäler und Seen. Durch die Kraft der Dichtersprache bezieht es uns in das unmittelbare Erleben ein. Eich und Auerhahn, Wolf und Bär, in diesem Lande von den Gezeiten des Jahres viel urhafter bestimmt und geformt als sonstwo im dichtbesiedelten Europa, leben hier ganz nach ihrem eigenen Gesetz, und das eben erkennen wir so deutlich, als ob wir des Dichters Jägersgesellen gewesen wären.

Und noch mehr: Alle seine Erlebnisse wollen letztlich künden von der ewigen Kraft der Schöpfung, die auch im Tier lebt, jenseits des menschlichen Daseins. Des Dichters Abschiedswort für Schweden möge uns Anreiz sein, sich in das Buch und das in ihm beschriebene Land zu versenken:

... Ja, jetzt sollte man das Land sehen, wenn das gelbe Laub in Flammen steht, die aussehen, als schlugen sie aus seinen Bergen, jetzt, wenn die Sumpheidelbeere und die bunten Beerenreiser in den Sümpfen glimmen und glühen, jetzt, wo die Espe das reine Orange des Regenbogens stiehlt und der Winterroggen auf den kleinen Äckern sein starkes Grün, während rot gestrichene Häuser, wie Kostbarkeiten zwischen Wald und Stein eingeklemmt, verheißend verkünden, daß hier ein Volk seine Wohnstätte hat. Einen Augenblick bleibt der Zug auf freier Strecke liegen. Ein Dompfaff flötet, ein Stöberhund kläfft, und das Glucksen der Bäche schlägt durch das herabgelassene Fenster an mein Ohr. Aber über der ganzen Welt eine große, fast himmlische Stille. Zu dieser Stille möchte ich immer zurückkehren.

Ist hier nicht ein Reichtum? O doch, hier ist gut sein — hier ist besser sein als irgendwo anders für einen ursprünglichen Menschen. -ok

Die Miniatur-Bibliothek

Die kleinen Bändchen der Miniatur-Bibliothek haben schon unsere Väter gekauft und benutzt. Vom „Aquarienliebhaber“ bis zum „Zauberkünstler“ reichte das ABC der Titel, und wenn sie auch nicht stets den neuesten Stand einer Sache darstellten, so waren sie doch immer ihr Geld wert.

Lange Zeit waren die Hefte nicht mehr zu haben, aber jetzt beginnen sie langsam wieder zu erscheinen (Hörhold-Verlag, Hildesheim). Vor uns liegt eine Auswahl der Neuerscheinungen:

Rettungsschwimmen (6 Nummern = 0,90 DM), ein mit anschaulichen Zeichnungen versehenes Heftchen, das zugleich brauchbare Hinweise auf Wiederbelebungstechniken vermittelt.

Die **Vorteile beim Schnellrechnen** werden manchem nützlich sein, der in der Schule gerade fehlte, als man Bruch- und Prozentrechnung behandelte. Das Heft (5 Nummern = 0,75 DM) hilft, sich zu erinnern.

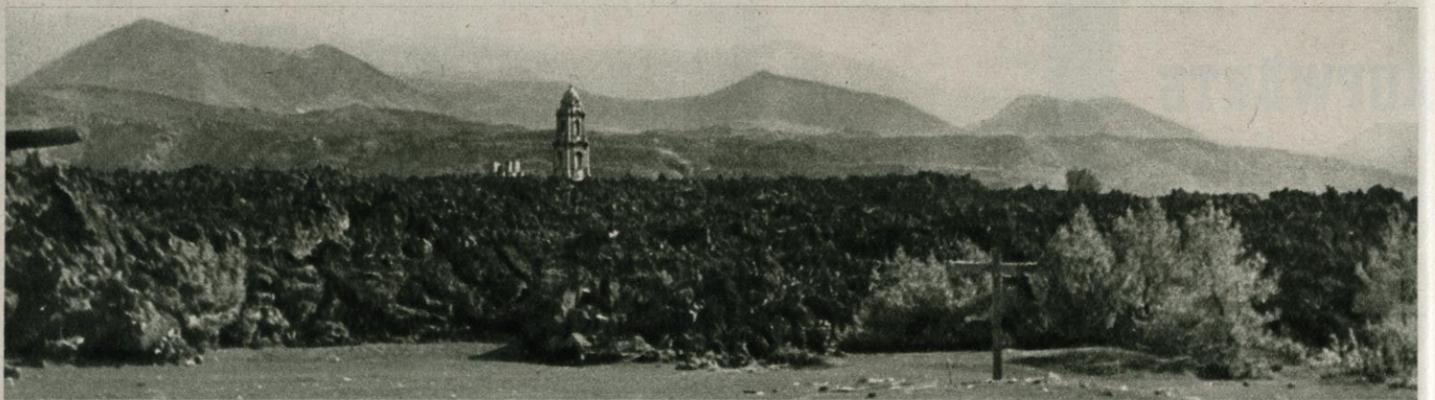
Eine kleine **Wetterkunde** wird alle Fahrtenfreunde erfreuen, denen der für große Gebiete gegebene Wetterbericht des Rundfunks nicht genügt, sondern die sich lieber selber aus Wolkenbildung und Fernsicht ihre eigenen Voraussagen machen (5 Nummern = 0,75 DM).

Auch das Heft **Jiu-Jitsu und Judo** können wir empfehlen. Sehr klare Zeichnungen und gut verständlicher Text (5 Nummern = 0,75 DM).

Das **ABC des Maschinenschreibers** ist ebenfalls gut zu gebrauchen (5 Nummern = 0,75 DM), während die

Gesellschaftsspiele, die in zwei Bändchen zum Preise von je 0,45 DM vorliegen, ein bißchen muffig schmecken.

Preiswert sind die Bändchen auf jeden Fall, und wer wissen will, was es in der Reihe der Miniatur-Bibliothek sonst noch gibt, möge sich über die Abteilung Buchhandel im Bund-Verlag ein Gesamtverzeichnis bestellen.



Mit einem Taxi sind wir aus Urapán, der nächsten größeren Stadt, nach Paricutin gefahren. Von weitem ist schon der Turm von Paricutin zu erkennen, der das letzte Zeichen des Dorfes ist, das hier stand.

INTERVIEW MIT EINEM VULKAN

Fortsetzung von Seite 1 — Egon Erwin Kisch schrieb diese Reportage. Unser Berichterstatter P. Senn fotografierte in diesem Jahr die Bilder

Von der Höhe konnte ich das Lavafeld übersehen. Block neben Block, grau und rauchend, bewegte sich mit unheimlicher Langsamkeit, ein Ozean aus geschmolzenem Basalt, eine Sahara aus halberstarrten Schlacken. Nichts, nichts, nichts Menschliches, keine Verbindung zu irgendeinem Lebewesen. Jene anderen Wüsten, jene anderen Meere, die bislang diesem Geröll Heimat waren, niemals wurden sie von einer Karawane durchquert oder von einem Schiff befahren, von jener Welt unter der Erdkruste berichteten nur Theorien und Hypothesen.

Hier auf meines Hügelns Zinnen stand ich in der Höhe des Kraters, dem Krater gegenüber. Er erglänzte in überirdischer (oder soll ich sagen: unterirdischer?) Beleuchtung. Viel ging darin vor, jedoch es war, als blickte ich statt in den mich blendenden Schein in eine schwarze Nacht, so wenig konnte ich erkennen. Selbst wenn ich nur aussage, daß der Krater als Mulde oben auf dem Berge eingebettet liegt, ist diese Aussage falsch. Die Öffnung der Erde ist tiefer unten, auf dem verschütteten Maisfeld eines Mannes aus der nahen Ortschaft Paricutin.

„Sie sind Besitzer eines Vulkans“

Dieser Mann, der Indio Dionisio Pulido, kam am Nachmittag des 20. Februar 1943 hierher und sah plötzlich, wie seine Ackerfläche auseinanderklaffte, sich hochhob, zu qualmen und zu donnern begann, und er nahm die Beine in die Hände.

Von Dionisios Maisfeld blieb nichts übrig, nie wieder in aller Ewigkeit wird es ein Maisfeld sein. Denn der Krater hat es vollgespien und speit weiter, so daß ein Berg entstand, der ununterbrochen wächst und auf dessen Plateau nun der Krater eingebettet scheint gleich einer Mulde.

Als „Vulkan von Paricutin“ wird die Neuschöpfung in die Geographie und in die Vulkanologie eingehen, denn Paricutin heißt das Dorf, das er sich als Geburtsstätte und ständigen Aufenthalt ausgesucht hat. Hundertfünfundachtzig Bewohner zählt es, durchweg Indios aus dem Stamm der Tarascos. Einer von ihnen ist jener Dionisio Pulido, der sein altes, geduldiges Feld so unvermutet sich aufbäumen sah und dennoch überzeugt ist, daß es gefallen ist, gefallen auf den Nullpunkt des Wertes.

„Zwei Fanegas Mais sind verloren“, klagt er und erzählt mir, wie sich der Anfang vom Ende vor seinen Augen vollzog. Er selbst vermochte sich zu retten, und seine beiden Maulesel rannten hinter ihm her, aber was er mit Mühe angebaut hatte und eben ernten wollte, die beiden Fanegas, also hunderte Liter Mais, liegen unwiderruflich im Berginnern. „Seit jener Stunde habe ich keinen Bissen gegessen“, schwört er, und, so unwahrscheinlich das klingt, ich muß es ihm glauben. Schwörte er jedoch beim Wundertätigen Bild von Parangaricutiro, und er weiß dieses Bild so nahe, daß es ihn hören und gleich da sein könnte, um ihn für die Lüge zu strafen, daß er seit jener vulkanischen Stunde nichts getrunken habe, so würde ich ihm nicht glauben; sein Atem riecht deutlich nach dem ortsüblichen Zuckerrohrschnaps.

„Zwei Fanegas Mais verloren, und mein Feld für immer vernichtet.“

„Dafür sind Sie Besitzer eines Vulkans.“

„Ach, Señor, wem nützt schon ein Vulkan?“

Ich könnte Dionisio antworten, daß ein Vulkan nicht ganz ohne Wert sei. Vor Jahrzehnten hat die mexikanische Republik einem General den Popocatepetl zum Geschenk gemacht, einen Vulkan als Orden! Nach dem Tode des Generals wurde der Popocatepetl mit dem Ausrufpreis von fünfundsiebzig Millionen Pesos zum öffentlichen Verkauf angeboten. Rockefeller beabsichtigte, ihn zur Ausbeutung der Schwefelwände zu kaufen, bekam ihn aber nicht. Dionisio Pulido könnte seinen Vulkan an Rockefellers Erben losschlagen, falls die ihn haben wollten. Aber daß er auch dann kein Geld davon hätte, sondern höchstens ein paar Flaschen Zuckerrohrschnaps, ist anzunehmen. Er hat doch auch nichts davon, daß sein Feld ein Objekt der Fremdenindustrie zu werden anfängt.

In Urapán, der nächsten großen Stadt, herrscht Konjunktur in Mietautos. Jeder, der einen Lieferwagen hat, läßt alle Lieferungen liegen und vermietet sich an Touristen zur Fahrt an den Vulkan; der Fahrpreis steigt schneller als der Vulkan. Etwa 26 Kilometer ist die Entfernung von Urapán nach Paricutin, der Weg führt durch den weglassenen Terpentinald, man fährt sechseinhalb Stunden und kommt zerrüttet an.

Auf dem Vorfeld des Vulkans erstanden Marktbuden aus Latten und Reisig, wo Coca-Cola ausgedient wird, Tacos verkauft werden und das Fruchtbrot Ate, eine Spezialität des Staates Michoacán. Verkäufer sind die Bewohner des Fleckens San Juan de Parangaricutiro. Nicht unvorbereitet kommen sie in den Handelsbetrieb. Parangaricutiro ist ein Wallfahrtsziel, alljährlich, am 19. September, pilgern Hunderte von Gläubigen zum Fest des Christo Milagro. Demgemäß sind alle Ortsbewohner gläubige Katholiken; in politischer Beziehung gehören sie den Sinarquistas an, den Faschisten, die vor allem in den rückständigen Gegenden eine kostspielige Agitation entfalten. Übrigens hindert das die Bevölkerung nicht, auch begeisterte Anhänger eines Demokraten zu sein, des vorigen Präsidenten Lázaro Cárdenas. Cárdenas hat ihnen Land gegeben, und die Faschisten versprechen ihnen noch mehr.

„Nicht schlecht, so eine Strafe Gottes“

„Wir sind arm“, sagen sie, „wir leben von dem, was wir selbst anbauen. Bares Geld verdienen wir nur im September bei der Wallfahrt.“ Sie sind fromm und halten den Vulkanausbruch für eine Strafe Gottes. Eine liederliche Frau habe mit verheirateten Männern des Ortes Sünden begangen. Als die Eruption begann, entflohen die Bewohner, und nur ein Schock Freiwilliger blieb zurück, um den Christo Milagro zu bewachen. Nach drei Tagen kehrten die Flüchtlinge heim in ihre Häuser und errichteten hier oben ihre Stände. Die Frauen besorgen den Verkauf, die Männer begleiten die Touristen auf die Hügel rings um den Vulkan und bekommen dafür Führerlohn. Mit Stangen heben sie Lavasteine aus dem Wall, urinieren darauf, um die Glut auszulöschen und verkaufen dann die solcherart abgekühlten Steine den Besuchern. Das Geschäft geht weit besser als das am Wallfahrtstag.

„Nicht schlecht, so eine Strafe Gottes“, sage ich.

Sie lachen verlegen, was offenkundig eine Zustimmung bedeutet, aber als solche nicht beweisbar ist.

Torero mit dem grünen Tuch

„Der Stier kam — wie eine schwarze Lokomotive, Dr. Alberto — ich wußte genau: das linke Horn ist seine starke Seite — wirbelte ihm die Capa um den Kopf, aber im Handumdrehen und gerade, als der Stier gegen das rote Tuch stieß...“

Der Arzt machte eine Handbewegung und streifte mit der Linken den geprellten Schenkel des Torero. „Ich weiß“, sagte er. „Ich habe es gesehen, Cofino. Und übrigens, warum muß die Capa rot sein?“

Mit einem fast komisch wirkenden Sprung war der Torero auf den Beinen: „Was denn, Doktor, eine Corrida ohne rotes Tuch? Ein Stierkampf ohne die feurige Capa?! Bei Gott, und womit wollen Sie den Hornkopf reizen, he? Solch ein Stier muß rot sehen, sonst —“

Aber Dr. Alberto strich nur die dünne Wimper über seiner Oberlippe. „Alles Unsinn, Torero. Unter uns: Tieraugen sind anders organisiert als unsere Augen. Stiere sind farbenblind. Und wenn Sie statt Ihrer roten Capa beispielsweise eine grüne nehmen, ein schönes grasgrünes Tuch —“

„Unmöglich“, stöhnte der Torero, mit einem Blick, als seien die Tribünen eingestürzt, auf denen das Volk saß, ein ungeheures Auge, das in die Arena startete. „Sie werfen die Tradition um, Dr. Alberto. Und außerdem, was geschieht, wenn der Stier die — nun also, Ihre grasgrüne Capa nicht annimmt? Womit wollen Sie ihn ablenken?“

„Nein“, sagte der Arzt. „Es liegt nicht am Roten, Torero. Die ganze Barrera, der ganze Zaun um die Arena besteht aus rot gestrichenen Bohlen, und noch das Tor ist rot. Oder haben Sie gesehen, daß der Stier die rote Barrera spießt? Was ihn zum Schwitzen bringt und zur Wut, das ist allein die Capa, die man ihm um die Hörner fächelt, eine blaue, grüne oder rote Capa; die Farbe tut nichts.“

Torero Cofino stellt sich die Szene fünf Sekunden lang vor Augen: der Stier trommelt heran, die teuflische Gabel tief gesenkt, die schwarze Nase fährt in die wirbelnde Capa, und die Capa ist grün. Grasgrün ist die Capa. Aufruhr auf den Tribünen, weil es Wahnsinn ist, wenn man den Stier im gefährlichen Moment nicht mit einer roten Capa ablenken kann. Aber der Torero steht. Unter der Capa fährt der Degen heraus und der Stier fällt. Bravo, der Torero mit dem grünen Tuch! Noch nie hat ein Torero...“

„Sie würden schneller berühmt werden“, sagte Dr. Alberto. „Nicht wahr, der ‚Torero mit dem grünen Tuch‘?“ — Aber es war nicht zu sehen, ob er es ernst meinte, oder ob ihm mehr an der nüchternen Feststellung lag: Stiere sind farbenblind!

Und noch lange nach dieser Corrida saß der Torero auf einem verlassenen Tribünensitz, die Fontänen der Volksbegeisterung im Ohr, und startete seine bestickte rote Capa an. Wenn der Doktor recht hat, müßte es gehen.

Im übrigen kann man nicht einmal sagen, daß Dr. Alberto ein Liebhaber des Stierkampfes war. Und als wie von ungefähr eine kleine Notiz durch die Zeitungen sickerte: Torero Cofino wolle sich in der nächsten Corrida unterfangen, mit einer grünen Capa dem Stier anzugehen, nickte er nur mit seinem schmalen Kopf, als wäre es längst an der Zeit gewesen, die scharlachrote Capa um ihren Aberglauben zu bringen. Und an der großen Corrida mit dem grünen Tuch nahm er nicht einmal als Zuschauer teil.

Abends aber — der gepfefferte Maiskuchen stand noch unberührt auf der Veranda, der herbe Manzanilla flimmerte im Glas — saß der Torero mutlos vor dem Arzt, der leise durch die Zähne pfiff: „Ich hörte, Sie haben die Corrida wieder einmal ausgezeichnet bestanden. Stiere haben Hörner. Es war natürlich sehr aufregend. — Und die grüne Capa?“

Der Torero bewegte sich nicht. „Sie haben recht, Doktor. Stiere sind farbenblind. Er nahm das grüne Reiztuch ebenso an wie die rote Capa.“

„Aber?“ — Das Aber kroch wie eine Eidechse über den Tisch. „Aber, Señor Alberto, das Volk. Die Menge Volkes, verstehen Sie das? ‚Grüne Capa!‘ schrien sie von den Tribünen. ‚Er will den Stier füttern. Er hat eine grasgrüne Capa und möchte den Stier sanft machen. Komm, Toro, und friß aus der grünen Capa, haha! und holt einen neuen Torero, der mehr Courage hat als dieser Cofino mit dem grünen Tuch!‘“

Der Doktor schürzte nachdenklich die Lippen: „Tut mir leid, Cofino — aufrichtig. Aber meine These —“

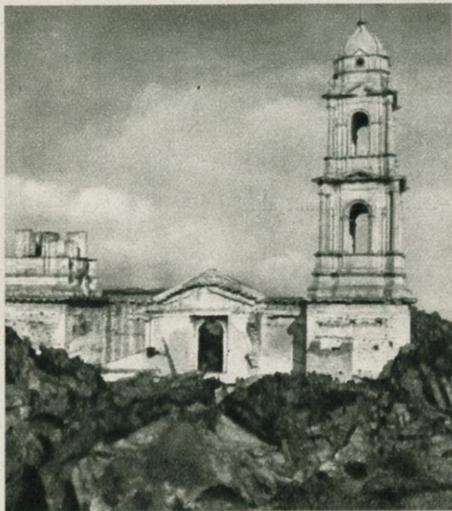
„Ihre These“, nickte der Torero und stand entschlossen auf — „Ihre These ist richtig. Nicht der Stier braucht die Farbe der Aufregung, sondern das Volk. Ich kehre zu meiner roten Capa zurück.“



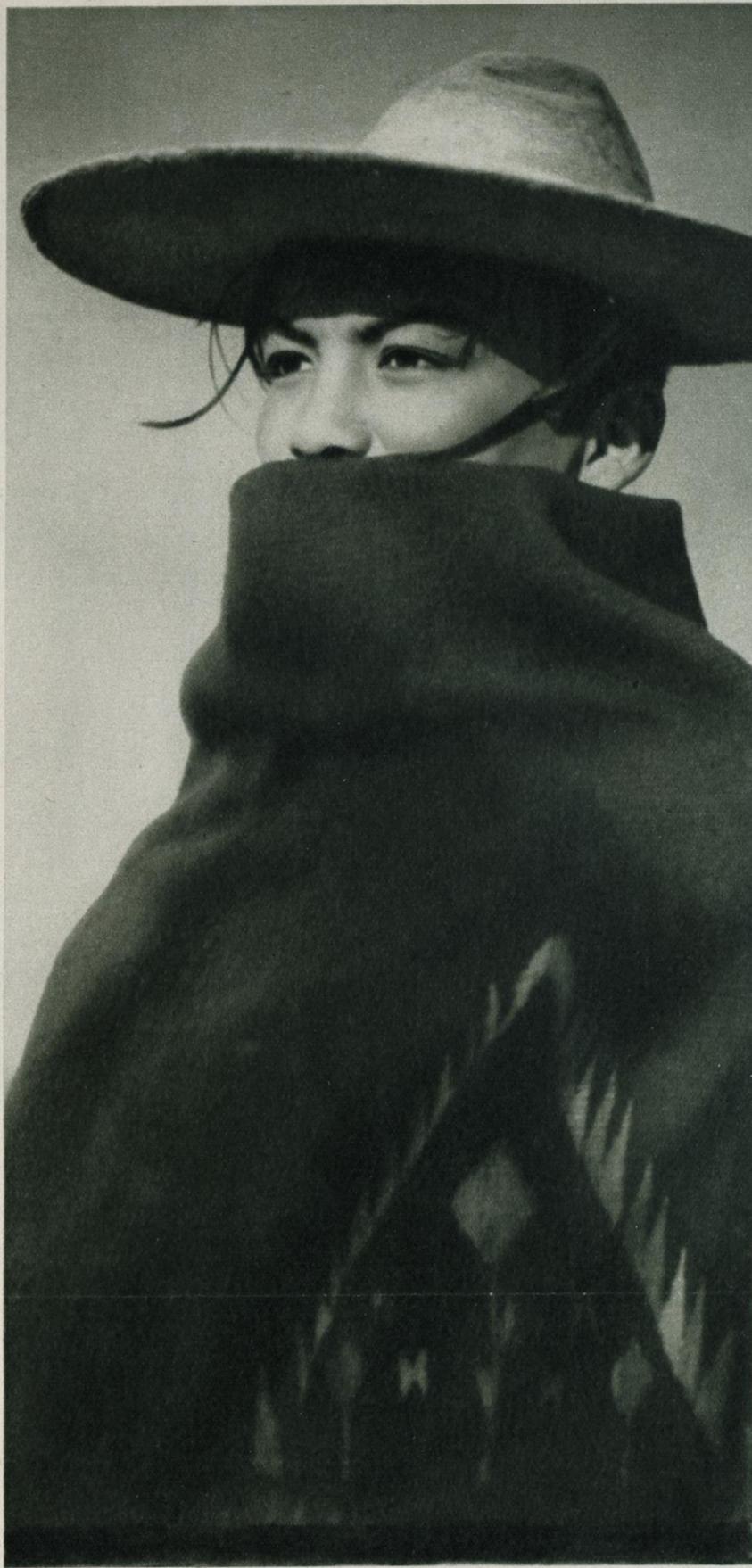
Mit einem Pferd versuchen wir den Lavawall zu besteigen. Fast das einzige, was die Indios von ihrem verlorenen Besitz retten konnten, sind die Pferde. Mit ihnen verdienen sie sich heute als Bergführer ihren Lebensunterhalt; Ersatz für den Ackerbau, von dem sie lebten, bevor der Vulkan ihre Felder verwüstete. Aber die Pferde sind schwach. Reiter sind ihnen ungewohnt. Deshalb stieg ich ab.



Nur noch zu Fuß kann man die Höhe des Lavawalls erreichen, der die Gegend um Paricutin in eine unheimliche Mondlandschaft mit kahlen und toten Baumstrünken verwandelt.



Der Turm von Paricutin ragt gespenstisch aus dem Lavameer. Hier hatten sich die allerzermalmenden Lavamassen geteilt und den geborstenen Turm mit Fangarmen eingekreist.



Der junge Indio begreift kaum, wieso sein Dorf zu einem Anziehungspunkt für Touristen geworden ist, nur weil der Vulkan die Häuser zertrümmert und die Felder verwüstet hat. Aber mittlerweile kennt er es schon fast nicht mehr anders, als daß die Fremden neugierig im Lavagestein herumkraxeln und ewig die gleichen Fragen stellen.

Der Verfasser des vielgelesenen Buches „Don Camillo und Peppone“ hat ein neues Werk geschrieben: „Die Entfaltungen eines Familienvaters“. Aus diesem demnächst im Donau-Verlag, Wien, erscheinenden Buch entnahmen wir diesen Ausschnitt

TRAGÖDIE EINES GLÄUBIGERS

Giovanni Guareschi

Filippos Sohn ist zu mir gekommen.

Aber wir wollen die Ereignisse nicht überstürzen und statt dessen einen Schritt zurückmachen, bis zum 4. Juni 1935, dem Tag, an dem ich Filippo begegnete, dem Vater des bereits erwähnten Sohnes.

Ich ging unter den Bäumen einer großen Allee, ich sah nach dem blauen Himmel, und die Welt erschien mir schön, als ich Filippo begegnete.

„Giovanni“, fragte er mich und packte mich an den Schultern, „weißt du, wer ich bin?“

„Natürlich“, antwortete ich, „du bist Filippo!“

„Nein“, erklärte Filippo düster. „Ich bin einer, der einen Strick sucht, um sich aufzuhängen.“ Ich erinnerte mich, daß ich auf dem Dachboden eine Rolle Strick gesehen hatte; dienstbereit bot ich ihn Filippo an. Aber er glaubte, ich mache Scherze, und wollte statt dessen fünfhundert Lire. Der liebe Gott weiß es: ich hatte nicht mehr als diese fünfhundert Lire, und sie sollten mir dazu dienen, einen Monat mit ihnen auszukommen. Dies aber durfte Filippo nicht bekümmern, mir blieb ja der Strick!

Eine Woche später sah ich Filippo wieder; er hatte das Vertrauen zum Leben wiedergewon-

nen und dankte mir mit Tränen in den Augen. „Du hast einen Menschen vom sichern Tod errettet, und ich werde dessen immer eingedenk sein! Mach dir wegen der fünfhundert Lire keine Sorgen! Morgen oder übermorgen hast du sie!“ Im folgenden Monat traf ich Filippo in der Eisenbahn; wir sprachen über einige interessante, aber allgemeine Themen, dann entschuldigte sich der treffliche Mann: „Denk nicht schlecht von mir wegen dieser fünfhundert Lire, Giovanni! Gott weiß, daß ich sie nicht vergessen kann. Manchmal kommt mich die Lust an, mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen. Es will und will mir nicht gelingen!“

Der brave Mann war verzweifelt. Ich sagte ihm, er möge sich meiner wegen keine Sorgen machen; er solle vor allem Ruhe bewahren, sich nicht aufregen, nicht ungeduldig sein. Der Erfolg im Leben falle dem zu, der seine Ruhe zu bewahren wisse.

„Ruhe, Ruhe!“ rief er gereizt. „Du hast leicht von Ruhe zu reden! Du bist gut dran, alles gelingt dir, an Geld fehlt es dir nicht, du hast keine Sorgen, und wenn man keine Sorgen hat, ist es leicht, ruhig zu bleiben. Aber ich? Was

soll ich machen? Wie soll ich ruhig leben, wenn es mir nicht einmal gelingt, dreckige fünfhundert Lire zusammenzukratzen, um mit ihnen eine Schuld zu begleichen? Man muß sich in die Lage eines anderen versetzen, mein Lieber, und nicht immer so egozentrisch sein!“

Ich bat ihn um Entschuldigung; ich hatte nicht die Absicht, ihn zu beleidigen. Er sagte mir, daß er das nie angenommen habe. „Ich weiß, daß du ein Freund bist“, seufzte er.

Als drei Monate vergangen waren, fühlte ich plötzlich einen energischen Schlag auf meine Schulter, als ich gerade eine Auslage betrachtete, und wandte mich mit einem Ruck um. Es war Filippo. Er schaute mich sehr böse an. „Giovanni“, sagte er streng, „es ist unnütz, daß du mir gegenüber diese Haltung annimmst! Es ist auch unnütz, daß du mich so anschaust! Ich kann dir die fünfhundert Lire nicht geben! Ich kann sie dir nicht geben!“ rief er. „Wenn ich sie dir geben könnte, brauchte ich sie mir nicht von dir abfordern zu lassen!“

Ich bat ihn, sich zu beruhigen. Ich erklärte ihm, daß ich an die fünfhundert Lire längst nicht mehr dachte.

„Du hast sie schon in den Wind geschrieben, nicht wahr? Weil Filippo seine Schuld nicht bezahlt, nicht wahr? Irrtum, Giovanni! Ich bin ein Gentleman und kann erhobenen Hauptes einhergehen!“

Die Leute begannen stehenzubleiben, und ich errötete vor Scham.

„Du mußt den Gentleman respektieren, lieber Giovanni!“ schloß Filippo mit einem Schrei. „Darfst ihn nicht erniedrigen!“

Ich begann, Filippo auszuweichen; jedesmal wenn ich ihn von ferne erspähte, bog ich in eine Seitengasse ein oder versteckte mich. Aber manchmal begegneten wir einander doch. Dann schaute er mich düster an: „Ja, ja, die fünfhundert Lire, die fünfhundert Lire! Ich weiß, ich weiß, du brauchst es mir nicht zu sagen!“

Doch im Laufe der Zeit beruhigte sich Filippo. Wenn er mich nach zwei Jahren traf, beschränkte er sich darauf, sarkastisch zu lächeln und mit dem Kopf zu nicken. Nach vier Jahren begann ich, ruhig durch die Straßen zu gehen. Filippo bewegte den Kopf nicht mehr, er begnügte sich damit, mich nur noch anzulächeln. Im Jahre 1940 schaute er mich endlich ohne Sarkasmus an. Im Februar 1941 begann er mich lächelnd und mit einer freundlichen Handbewegung zu grüßen. Als wir einander im Juni desselben Jahres im Kino trafen, sprachen wir über Schauspielerinnen. Im August fragte er mich im Café, wie es Albertino ginge. Im November nahmen wir unsere herzlichen Beziehungen wieder auf und schwatzten jedesmal fröhlich, wenn wir einander trafen.

All das hat bis heute gedauert. Heute ist Filippos Sohn mit einem Billett zu mir gekommen: „Lieber Giovanni, Du mußt vielmals entschuldigen, wenn ich mir erlaube, Dich zu belästigen, aber eine plötzliche Zwangslage veranlaßt mich, das zu tun, was ich sonst bei einem alten Freund nie getan hätte. Ich wäre Dir unendlich dankbar, wenn Du mir die fünfhundert Lire zurückgeben könntest, die ich Dir, Du erinnerst Dich wohl, im Juni oder Juli 1935 geliehen habe, als wir einander in der Lindenallee getroffen hatten. Ich danke Dir von Herzen! Dein Filippo.“

AUS UNSEREN GRUPPEN

Gewerkschaftsjugend in Amerika und Afrika

„Eine Ferien-Doppelnummer wäre notwendig“, schrieben wir in Nr. 18 des „Aufwärts“, „wenn wir alle Fahrtenberichte abdrucken würden, die uns in den letzten Wochen zugeleitet wurden.“ Daraus meinten wir, mit den Berichten auf Seite 6 in Nr. 18 sei es genug, weil ihr ja nicht nur Fahrtenberichte lesen wollt.

Aber immer noch gehen Manuskripte ein, in denen unsere Jungen und Mädchen ihre Ferienerlebnisse erzählen. Es sind sehr interessante darunter. Darum lassen wir heute Kollegen erzählen, die im Ausland waren, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Erdteilen.

Ali war in USA

Der Kollege Ali Neuber aus Aschaffenburg weilt zurzeit durch einen Arbelteraustausch in den Vereinigten Staaten von Amerika (USA). Von dort schickt er laufend seitenlange Berichte an seine Kollegen in Aschaffenburg, damit die auch etwas von seinem Trip nach der Neuen Welt haben. Sie sind so interessant, daß auch ihr eure Freude daran haben werdet. (Natürlich können wir nur kleine Auszüge bringen.)

In Frankfurt bekamen wir die letzten Hinweise für unsere Reise. Da der Rhein-Main-Flughafen wegen des schlechten Wetters gesperrt war, wurden wir mit einem Bus nach Köln gefahren. Nach den üblichen Paßformalitäten startete unser Flugzeug um 20 Uhr MEZ (Mitteleuropäische Zeit). Nach 50 Min. Flugzeit Landung in Brüssel. Hier Abendessen. Nach 2 Stunden Aufenthalt Flug nach Irland mit der belgischen Gesellschaft SABENA. Flughöhe 5000 m, um 3 Uhr MEZ Landung in Shannon auf Irland. Kleine Erfrischungen mit schlechtem Kaffee. Insgesamt ist der Aufenthalt aber gemütlicher als in Brüssel. Um 4 Uhr MEZ Start nach Amerika. In 6000 m Höhe fliegen wir durch die dunkle Nacht der Neuen Welt entgegen. Da man nichts mehr sieht, verleiten die bequemen Sessel mit verstellbaren Rückenlehnen zum Schlafen. Als ich wieder wach werde, zeigt meine Uhr 12 Uhr MEZ. Im Osten steigt eben die Sonne hoch und läßt die Wolken in herrlichen Farben erstrahlen. Sonst aber ist noch immer nichts zu sehen, weil die Wolkendecke vollkommen dicht ist. Jemand sagt, wir seien schon über Amerika. Um 14 Uhr MEZ Landung in Neufundland. Nach dem Essen werden wir in ein Hotel gebracht. Wir erfahren, daß der Start nicht möglich ist. Die Tür des Flugzeuges soll gebrochen sein. Wir stellen die Uhren um. Aus 17.00 Uhr MEZ wird 12.00 Uhr Ortszeit. Abermals Startverschiebung wegen des schlechten Wetters. Um 22.00 Uhr Ortszeit endlich Abflug. Wir fliegen an der amerikanischen Ostküste entlang. Überall leuchten die Lichter der großen Städte herauf. Nach knapp vier Stunden Landung in Neuyork. Um 4.00 Uhr früh kommen wir endlich zur Ruhe.

*

Seit zwei Wochen arbeite ich in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Springfield. Ich muß einzelne Teile nach Lichtpausen zusammenbauen. Schwierig ist für alle Europäer das Rechnen in Zoll statt Zentimeter. Aber sonst macht die Sache Spaß.

Die Bezahlung ist gut. Ich bekomme 1,29 Dollar je Stunde. Nach einigen Wochen soll ich eine Lohnerhöhung bekommen. Dieserhalb hat die Gewerkschaft (CIO) mit meinem Betrieb einen Vertrag abgeschlossen. Jeder Betrieb trifft hier nämlich sein eigenes Abkommen mit der Gewerkschaft. CIO ist die Gewerkschaft für die Industrie, im Gegensatz zur AFL, die alle Bauarbeiter vereinigt (Maurer, Tüncher, Klempner). Die Arbeitswoche beträgt überall 40 Stunden und geht von Montag bis einschließlich Freitag. Überstunden, also jene Zeit, die über den achtstündentag hinausgeht, und der Samstag werden mit 50 v. H. vergütet. Sonn- und Feiertage werden doppelt bezahlt. Meistens wird in drei Schichten gearbeitet, und zwar von 7 bis 15 Uhr, von 15 bis 23 Uhr und von 23 bis 7 Uhr. In den acht Stunden sind 20 Minuten bezahlte Eßpause sowie fünf Minuten Zeit zum Waschen vor dem Essen und dem Feierabend enthalten.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Wer war der größte griechische Philosoph (4. Jahrhundert v. Chr.)? 10. Wo fand 1814/15 jener Kongreß statt, der eine Neuordnung der politischen Verhältnisse nach den Napoleonischen Kriegen brachte? 11. Wie lautet die übliche Abkürzung für afrikanisch? 12. Wie heißt der Liebesgott der Römer in der Antike? 14. Wie bezeichnet man die Lauschiene von Schlitzen? 15. Wie nennt man diejenige der Gezeiten, bei der ein Fallen des Meeresspiegels erfolgt? 18. Welcher Schwimmvogel wird am häufigsten als Haustier gehalten? 20. Welche australische Papageienfamilie zeichnet sich durch ganz besondere Buntheit aus? 21. Wie nennt man einen natürlich oder künstlich erstarrten Fruchtsaft? 22. Welche Stadt von Westmählen ist die bekannteste? 23. Was ist es, was Mephistopheles in Goethes „Faust“ als einen „ganz besonderen Saft“ bezeichnet? 24. Mit welchem Umstandswort benennt man den Zustand des Vollegefüllseins? 27. Welche Frau gründete der Sage nach Karthago? 30. Mit welcher Bezeichnung gibt der britische Weltnachrichtendienst seine Meldungen heraus? 31. Welches landwirtschaftliche Gerät dient zur Planierung nach dem Pflügen? 33. Welchen Titel trägt ein Herrscherstellvertreter?

Senkrecht: 1. Welches laubfressende Säugetier Südamerikas klettert mit Sichelkrallen an Baumstämmen? 2. Welcher größte holländische Maler zeichnete sich besonders durch die meisterhafte Darstellung der Lichtwirkung in seinen Gemälden aus? 3. Wie heißt das chemische Zeichen für das Element Indium? 4. Wie nennt man ein aus starkem Hanfgarn gedrehtes Seil? 5. Von welchem französischen Operettenkomponisten stammt das Werk „Hofmanns Erzählungen“? 6. Wie heißt „drei“ in der italienischen Sprache? 7. Wie heißt der weibliche Artikel im Französischen? 8. Welches Fremdwort bedeutet soviel wie Verpackung, Umhüllung? 9. Wie kürzt man die Himmelsrichtung Südost richtig ab? 10. Welcher bedeutende deutsche Dichter verfaßte das bekannte Werk „Die Abderiten“? 13. Wie heißt eine rosenartige Verzierung? 16. Welches chemische Element hat nach Diamant die größte Härte? 17. Wie kann man statt Schwur noch sagen? 18. Wie pflanzt

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10			11			12		13
14		15		16		17		18
19		20		21		22		23
24		25		26		27		28
29		30		31		32		33

man „geboren“ zweckmäßig abzukürzen? 19. Was ist das Gegenteil von alt oder gebraucht? 25. Was ist ein „Tip“? 26. Welche Stadt an der Thaya ist zu großer Bekanntheit gelangt? 28. Wie heißt „ist“ in der englischen Sprache? 29. Wie wird „oben angeführt“ abgekürzt? 31. Wie heißt „und“ in der lateinischen Sprache? 32. Wie lautet die Abkürzungsbezeichnung für den Ausgangspunkt der Meridianzählung Greenwich?

Auflösung aus Nr. 20

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Delikatesse, 10. Ried, 11. Bart, 12. Ale, 13. Lenz, 14. Sr., 15. m. E., 16. bang, 17. sie, 18. Rand, 19. Mann, 20. Enns, 21. Watt, 22. Ir, 24. Netz, 26. Lei, 27. Kot, 29. Reep, 31. RT., 32. Ebbe, 34. Rust, 36. Rechenstiel. Senkrecht: 1. Dramatiker, 2. Elle, 3. Lee, 4. Id., 5. Abendstern, 6. Tang, 7. Erz, 8. St., 9. Ehrentitel, 13. Lanner, 14. Sinter, 16. Bann, 17. Saal, 18. Re, 19. m. W., 23. Robbe, 25. Zeus, 28. Thc, 30. Pat! 33. e. h., 35. Ti.



Es ist fast so wie bei uns in Deutschland. Im ersten Frühlicht sieht man amerikanische Arbeiter zur Fabrik gehen. „Alle Amerikaner haben ein Auto“, erzählt man sich gern in Deutschland. Aber das stimmt nicht ganz. Es stimmt aber, daß in den Vereinigten Staaten der Lebensstandard stieg.

Friedliche Revolution

Die Löhne der amerikanischen Arbeiter sind fast in dem gleichen Maße gestiegen wie die Produktion. Vor 100 Jahren konnte der durchschnittliche amerikanische Arbeiter an seinem Arbeitsplatz je Stunde nur einen Produktionswert von 31 Cents erzeugen, wobei der Wert dieser 31 Cents auf den heutigen Stand des Dollarwertes umgerechnet worden ist. Die Arbeitszeit war wesentlich länger, die Löhne niedriger, weil die Arbeiter nicht genügend erzeugen konnten, um einen anständigen Lohn erhalten zu können. Neue Maschinen und verbesserte Techniken ließen die Produktion ansteigen. Im Jahre 1890 konnten die Arbeiter einen Gegenwert von 53 Cents in der Stunde erzeugen, sie erhielten einen Lohn von 48 Cents, wobei diese Zahlen wiederum in die heutige Wertrelation umgerechnet worden sind. Die Produktion stieg in den nächsten 20 Jahren um 19 Cents in der Stunde, während die Löhne nur um zwei Cents hinter diesem Satz zurückblieben.

Mit dem Anwachsen der Gewerkschaftsbewegung während des ersten Weltkrieges konnten die Arbeiter diesen Verlust wieder aufholen. In den Jahren von 1910 bis 1920 erhöhten sich die Löhne je Stunde um 16 Cents, während die Produktion sich nur um sechs Cents in die Höhe schrauben konnte.

Als die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder von etwa drei Millionen im Jahre 1930 auf neun Millionen im Jahre 1940 anwuchs, konnten die Gewerkschaften durch ihre Lohnforderungen die Unternehmer zu einer Beschleunigung ihrer

Produktion veranlassen. Aber die Löhne hielten Schritt mit der Produktionssteigerung — von 1920 bis 1944 konnten sich Löhne und Produktion verdoppeln.

Während der Inflationszeit nach dem Kriege, als die Unternehmer für ihre Preise Reklame machen konnten, um die Lohnerhöhungen zu treffen, wurde diese Entwicklung abgestoppt. Als jedoch im Jahre 1948 die Preise überprüft wurden, mußten die Unternehmer erneut nach Mitteln und Wegen suchen, um die Produktion zu erhöhen.

Eine erhöhte Produktion ist in Amerika noch immer die Grundlage für eine Steigerung der Löhne gewesen, dies können die amerikanischen Gewerkschaften auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen ohne weiteres bestätigen. Die Kaufkraft für eine Arbeitsstunde eines Fabrikarbeiters, das heißt der wirkliche Reallohn, hat sich von 1890 bis 1950 mehr als verdreifacht, nämlich von 48 Cents auf 1.76 Dollar, während zu gleicher Zeit die Zahl der Arbeitsstunden in der Woche von etwa 60 Stunden auf 40 gesenkt wurde.

Auch die Verteilung des Einkommens hat in den Vereinigten Staaten in den letzten 25 Jahren eine friedliche Revolution durchgemacht. 1929 besaßen die 5 v. H. Spitzeneinkommensträger 34 v. H. des gesamten amerikanischen Vermögens, im Jahre 1946 sind diese Vermögen fast auf die Hälfte reduziert, denn heute verfügen jene 5 v. H. Spitzeneinkommenbezieher nur über 18 v. H. des gesamten Nationalvermögens.



Neue Maschinen und verbesserte Techniken ließen Produktion und Löhne in Amerika ansteigen.

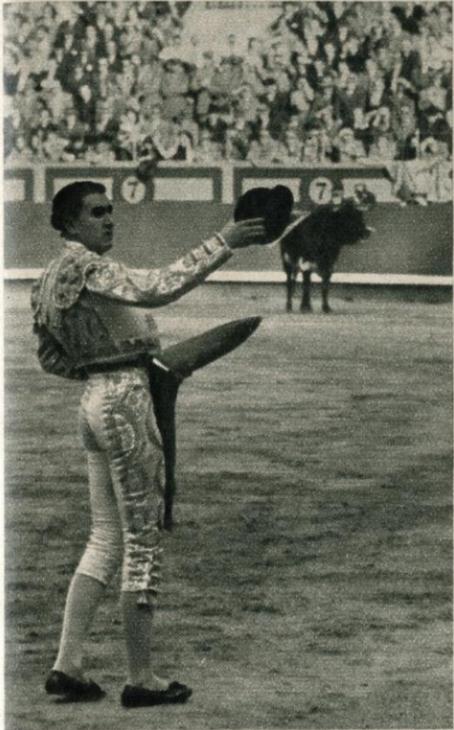
In den Provinzen Spaniens werden an jedem Sonntag durchschnittlich fünf Toreros getötet oder schwer verletzt. Diesmal war es Raul Rovira, der einem wütenden Stier zum Opfer fiel. Rovira war einer der bekanntesten Stierkämpfer Spaniens. Auf seinen Kampf wurden die höchsten Wetten abgeschlossen. Dies ist der Bericht seines letzten Kampfes in der Arena von Madrid vor 23 000 Zuschauern, der Bericht eines Kampfes, in dem der Mensch nicht Sieger blieb. Er unterlag einem andalusischen Bullen.



2. Der Stier sieht rot, wütend stößt er nach dem Tuch, das Rovira aufreizend vor ihm schwenkt. Der Stier muß in Ekstase sein, dann erst soll der Todesstoß des Torero kommen. Von einem berühmten Stierkämpfer verlangt man lange, spannende Kämpfe. Leichte Siege bedeuten nichts. Es ist ein Spiel mit dem Tode — und mehr als Spiel. Mit gespanntester Konzentration verfolgt Rovira jede Bewegung des geifernden Stieres. Mit konzentrierter Spannung saugen dreiundzwanzigtausend Augenpaare jede Phase des erregenden Kampfes auf. Noch ahnt niemand etwas.

Letzter Kampf des Torero Raul Rovira

Das blutige Fest Spaniens · Diesen Bildbericht fotografierte Erwin Seeger für den »AUFWARTS«



1. Der Stier ist schon gereizt, die Widerhaken der Banderillas sitzen ihm tief im Fleisch, da macht Spaniens berühmter Torero Raul Rovira seinen Auftritt. Er ahnt nicht, daß es sein letzter ist.



3. Der Stier stößt zu, gerade in dem Augenblick, in dem 23 000 die bekannte knappe, präzise Armbewegung des Torero erleben, mit der Raul Rovira seinem Gegner die Stahlklinge ins Herz treibt. Bruchteile von Sekunden zu lange bleibt er jetzt über den Stier gebeugt. Den Grund wird man nie mehr erfahren. Dieses Zögern ist Roviras tödlicher Fehler. Der todwunde Stier schnell mit dem Zucken des Todes die Hörner nach oben. — Ein sensationelles Foto!



4. Der Stier greift sein blutendes Opfer auf dem Boden an. Der reißennde Schmerz in der Brust, das Blut des Torero und sein eigenes bringen ihn in rasende Wut. Mit erstarrten Blicken sind die 23 000 Zuschauer Zeugen eines blutigen Todes geworden. Vielleicht nicht zum erstenmal, denn der Tod in der Arena ist das Risiko jedes Torero. Die Banderilleros versuchen, den Stier von seinem Opfer, das bewußtlos geworden ist, abzdängen. Der Stier rast . . .



5. Die klaffende Wunde am Halse des Torero ist 15 Zentimeter lang. Mit einem Taschentuch hat man provisorisch die Schlagader abgebunden. Aber nichts hilft mehr. Der Stier hat sich nur verteidigt. Und das ist sein gutes Recht. Der Torero Raul Rovira stirbt 20 Minuten nach Beginn des Kampfes.



Charlie Chaplin, aus der Stummfilmzeit als Mann mit Melone, Rohrstöckchen und Riesenlatschen bekannt, hat eine Verwandlung durchgemacht. In seinem Film „Zirkuslichter“, der jetzt in London uraufgeführt wird, zeigt er vier verschiedene Gesichter. Gleich geblieben ist aber immer die künstlerische Qualität seiner Filme. Unser Foto zeigt den großen Verwandlungskünstler bei einer seiner Schminkeproben im amerikanischen Atelier.

Der Künstler und der Superpatriot

Als Charles Spencer Chaplin vor einigen Wochen in London eintraf, da empfing ihn die Millionenstadt nicht weniger herzlich als vor 31 Jahren. Amerikas Justizminister, McGranery, aber hatte gerade Anlauf genommen, um Charlie einen Fußtritt zu versetzen.

Wie gesagt — London empfing den 63jährigen Charlie genau so herzlich wie den 32jährigen. Der 32jährige Charlie mußte 1921 das von Tausenden umlagerte Hotel durch einen Hinterausgang verlassen, als er die Kumington Road im Londoner Elendsviertel wiedersehen wollte. In der Kumington Road hatte das Kind Charlie bitterste Not erlebt.

Damals sprach übrigens noch kein Mensch von Mister McGranery, es sprach aber auch noch kein Mensch von „Ausschüssen zur Untersuchung unamerikanischen Verhaltens“. Heutzutage spricht man nicht nur über diese Ausschüsse, heutzutage fürchtet man sich in den Vereinigten Staaten sogar vor ihnen.

Dieser Kongreßausschuß wollte schon einmal dem Charles Spencer Chaplin das Gruseln lehren. 1947 nahm er Charlie aufs Korn, der in Hollywood bereits seit Jahrzehnten herrliche Filme gedreht hatte. Der Kongreßausschuß beschuldigte ihn „kommunistischer Sympathien“. Charlie antwortete: „Ich bin kein Kommunist. Ich bin ein Friedenssetzer.“

1949 verstand es der republikanische Senator Cain seinem Namen einiges Weltinteresse zu verschaffen, indem er die Ausweisung Charlies wegen „verratähnlichen Verhaltens“ forderte. Und nun ist McGranery bemüht, Ähnliches zu unternehmen. Er zieht in Erwägung, Charlie die Wiedereinreise nach den USA unmöglich zu machen. Mister McGranery hat entdeckt, daß Charlie „linksgerichtet“ und „radikal eingestellt“ ist.

Mister McGranery muß ein sehr amüsischer Herr sein. Wäre er mit Chaplins Filmen vertraut — so wüßte er nicht erst seit gestern, daß

Charlie „linksgerichtet“ und „radikal eingestellt“ ist, sofern damit ein ausgeprägtes soziales Gewissen gekennzeichnet wird. Die Not der Kindheit hat seine Kunst geprägt! Armut war seine früheste und eindringlichste Erfahrung!

Charlie Chaplin hat die Erfahrung dieser Not auch dann noch als Künstler weitergegeben, als er bereits ein vermöglicher Mann war. Ist das vielleicht unamerikanisch?

Was ist denn überhaupt „unamerikanisch“? Es ist unamerikanisch und erbärmlich, Bürger und Künstler zu bespitzeln und ein soziales Gewissen als „kommunistisch“ zu denunzieren. Mehr noch! So etwas ist gefährlich. Charles Spencer Chaplin hat das auf einer Pressekonferenz in Cherbourg so ausgedrückt: „Ich bin kein Superpatriot. Ich glaube, Superpatriotismus führt zum Hitlertum, und das haben wir zur Genüge kennengelernt.“ Vielleicht ist auch das unamerikanisch? Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß Mister McGranery undemokratisch ist.

KURZ BERICHTET

Wohin rollt der Wagen, Kollege Blank?

In der Redaktion haben wir über das Bild gesprochen, das wir im „Aufwärts“ Nr. 20 veröffentlichten. Dabei gab es keinen Zweifel, daß Theodor Blank von der IG Bergbau kommt. Nun mußten wir selbst schwarz auf weiß lesen, daß wir ihn zum Eisenbahner gemacht haben. Unvorstellbar, so ein Irrtum, aber es stand da.

Wir haben allen Grund, uns zu entschuldigen, und betonen nochmals, daß der heutige Sicherheitsbeauftragte der Bundesregierung, Theod. Blank, ehemals Dritter Vorsitzender der IG Bergbau war.

Jugendfunkprogramm

Wer seine Adresse auf einer Postkarte dem Hessischen Rundfunk, Abteilung Jugendfunk, Frankfurt a. Main, Bertramstraße 8, mitteilt, erhält regelmäßig Übersichten über das laufende Jugendfunkprogramm.

Luftschutzvorlage in der Schweiz

Das Schweizer Volk hat in einer Volksabstimmung den obligatorischen Bau von Luftschutzräumen in Wohnhäusern mit 602 091 gegen nur 110 836 Stimmen abgelehnt.

Das Ergebnis hat in Regierungskreisen Überraschung ausgelöst. Die bürgerliche Presse hatte die Annahme überwiegend empfohlen. Die Sozialdemokraten bekämpften die Vorlage mit dem Argument, der Luftschutz sei eine militärische Angelegenheit und dürfe daher nur aus staatlichen Mitteln finanziert werden.

Frauen arbeiten bis zum 70. Lebensjahr

Das SED-Zentralkomitee hat den kommunistischen Frauenbund beauftragt, eine Änderung der Satzungen der sowjetzonalen Sozialversicherung vorzuschlagen, damit auch Frauen über 60 Jahre „am Aufbau des Sozialismus“ mitarbeiten können. Danach sollen Renten an Frauen zwischen 60 und 70 Jahren nur gewährt werden, wenn sie mindestens zu 60 v. H. arbeitsunfähig sind.

Klage gegen DGB abgelehnt

Die gegen den DGB-Vorsitzenden Christian Fette wegen Parlamentsnötigung von einem deutschen Jungdemokraten eingebraute Klage wurde vom Oberbundesanwalt beim Bundesgerichtshof in Karlsruhe abgelehnt, teilte der Landesvorstand der deutschen Jungdemokraten in Kiel am Freitag mit.

Der Strafantrag war am 10. Juni in Kiel von dem Landesvorsitzenden der Jungdemokraten eingebracht worden. Nach Ansicht des Antragstellers hat der DGB mit dem Zeitungsstreik und der Androhung eines Generalstreiks die Abstimmung über das Betriebsverfassungsgesetz beeinflussen wollen.

Jetzt hebt ein neues Singen an

Die Zeit der Fahrtenlieder ist vorüber. Dafür gebraucht ihr für eure Gruppen- und Heimabende neue Lieder, wie sie sich so zahlreich im

Liederbuch für die Gewerkschaftsjugend

finden. Wer es noch nicht besitzt, sollte es gleich bestellen. Einzelpreis in Ganzleinen DM 2,50. Bei Sammelbestellungen von 20 Stück an Gruppenpreise.

Bund-Verlag GmbH., Köln, Pressehaus Abt. Buchhandel

Tu das gleich

Wo bleiben deine Neuwerbungen für den „Aufwärts“? Du wolltest doch mit ein paar Kollegen sprechen wegen der Bestellung. — — — Tu das doch gleich!

DIE BUNTE SPORTPLATTE

garniert von Jacopp Ohr

Der Ballwart des Böhlinger Fußballvereins, ein Mannschaftsmitglied, rückte den Ball nicht heraus, weil er nicht aufgestellt war. Das Spiel gegen Diedesfeld wurde deshalb tatsächlich kurz vor dem Anpfiff abgesetzt!

Ein großer Name, der schon fast vergessen war, tauchte in diesen Tagen in der schwedischen Presse wieder auf: Lennart Strand. 1948 in London war Lennart Strand Olympiazweiter über 1500 Meter. Als erster Läufer der Welt stellte er die von seinem Landsmann Gunder Hägg aufgestellte 1500-Meter-Weltrekordzeit von 3:43,0 ein. Dann brach die Laufbahn von Lennart Strand ab. Strand war nervös, konnte seine Form nicht wiederfinden. Im Hinblick auf Helsinki versuchte er nochmals eine Rückkehr auf die Aschenbahn, lief im Training ausgezeichnet, versagte aber im Wettkampf. „Nicht nach Helsinki — Ende meiner Laufbahn“, entschied Lennart Strand.

Und nun ist Lennart Strand doch wiedergekommen, in anderer Rolle. Schon immer gehörte der Musik seine große Liebe, das Klavierspielen, nicht die Leichtathletik, war sein „hobby“. Nun hat er auf diesem Gebiet seine Karriere gemacht. Die schwedische „Karussell“-Gesellschaft schloß einen Vertrag mit Lennart Strand ab, der zunächst zwei Platten bespielt hat, jeweils ein Potpourri mit beliebten Weisen, zusammen mit einem Partner als Cellist. In schwedischen Zeitungen und Illustrierten ist ein Bild von Lennart Strand zu sehen, wie er am Flügel sitzt, mit strahlender Miene, frei von jeder Nervosität.

Luxemburgs Olympiasieger Josy Barthel, der in Helsinki den 1500-Meter-Lauf gewann, hat am Donnerstag geheiratet. Der 25jährige Ingenieur-Chemiker des Staatslaboratoriums Luxemburg hat seine Frau auf originelle Weise kennengelernt. Barthel, der Jahre hindurch Tag für Tag als Student die zehn Kilometer lange Strecke zwischen seinem Heimatdorf Mamer und der Hauptstadt Luxemburg mit der Eisenbahn fuhr, sah acht Jahre lang tagtäglich eine hübsche Blondine mit blauen Augen, die Schulmappe unter den Arm gepreßt, auf der nächsten Station zu steigen. Eines Tages sagte Luxemburgs Fußball-Internationaler Leon Letsch zu Barthel: „Josy, das wäre eine Frau für dich!“ Das ließ sich Barthel nicht zweimal sagen und führte die junge Dame vier Jahre später zum Standesamt.

Thomas Younger, in Berlin stationierter Unteroffizier der britischen Armee, ist der teuerste Torwart der Welt: Sein Fußballklub, der schottische Meister „Hibernian“, glaubt ihn nicht entbehren zu können und läßt ihn jeden Sonntag im Flugzeug nach Schottland kommen, das Tor hüten und anschließend wieder nach Berlin zurückfliegen. Jede dieser Reisen, von denen „Berlins fliegender Schotte“ schon 25 hinter sich hat, kostet trotz verbilligter Flugkarte etwa 500 DM. „Wenn er nicht ein so großartiger Soldat wäre“, erklärt der Kompaniechef des Torhüters, „würden wir ihn nicht jede Woche weglassen.“

In Dänemark gibt es nur acht Berufsboxer, dennoch besitzt das Land einen Europameister, nämlich Jorgen Johansen. Seit seinem Sieg über den Finnen Ellis Ask im Januar dieses Jahres trägt der 29jährige Kopenhagener in der Leichtgewichtsklasse den Gürtel der EBU. Johansen, der sich zuerst als Laufjunge, dann als Chauffeur, als Zollbeamter und schließlich gleichzeitig als Metzger und Berufsboxer sein Geld verdiente, war zuerst Rechtsaußen bei dem Verein „Frem“ aus der ersten Liga. Die Internationalen Christiansen (jetzt in Lyon) und John Hansen (jetzt bei Juventus Turin) waren Mannschaftskameraden von Jorgen.

Seit 1941 versuchte er sich dann als Boxer. Als Profi wurde er nur dreimal geschlagen. Und das Geheimnis seines Erfolges? Nun, er spekuliert auf die Einschüchterung seiner Gegner. Vor jedem Kampf schmuggelt er in die Kabine seines Gegners die Fotos all jener Boxer, die er bereits k.o. geschlagen hat. Befriedigt strahlt er dann, wenn sein Rivale unsicher und ein wenig eingeschüchtert in den Ring steigt.

Der Fußballklub des kleinen südafrikanischen Städtchens Rustenburg veranstaltete vor kurzem gegen die Mannschaft einer Nachbarstadt ein „Freundschaftsspiel“. Dieses endete damit, daß ein Bataillon Infanterie aufgeboden werden mußte, um die allzu eifrig mitgehenden 1500 Zuschauer, die sich von Beginn der zweiten Halbzeit an mit Messern, Knütteln und Steinen bekämpften, wieder zu beruhigen.

Der Preßburger Fußballspieler Maletinsky wurde aus der Sokol-Mannschaft wegen unproletarischen Verhaltens ausgeschlossen. Er habe eine Haltung gezeigt, die der westlicher Fußballspieler ähnele.

Sollte er etwa versucht haben, gegen eine Sowjetmannschaft ein Tor zu schießen?

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES

Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter, Wilhelm Biedert, Schriftleitung: Hans Treppke, Tel.: 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber: 088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunkämtern und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: Kölner Presse-Druck GmbH., Köln, Breite Str. 70, Pressehaus.